

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

59.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Juni 14, 1834.

Das Gift-Thal auf Java.



Es ist unter dem Namen Gurvo-Uvas oder das Giftthal bekannt, und hat ungefähr eine halbe englische Meile im Umfange, ist von ovaler Form und ungefähr 30 Fuß tief. Der sandige Boden scheint eben zu seyn, ohne irgend eine Pflanze, nur hier und da liegen einige große Steine zerstreut, und Gerippe von Menschen, Tigern, Bären, Rothwild und Vögeln liegen in Menge umher. Mehrere Personen nahmen eine Kup-

vel Hunde und einige Vögel mit sich, um mit ihnen im Thale Versuche anzustellen. Nachdem sich ein Jeder der Gesellschaft eine Cigarre angezündet, betraten sie das Thal, ungefähr 20 Fuß weit, wo ihnen ein widerlicher und eckelhafter Geruch aufstieß. Man band einen Hund an das Ende eines Bambusstockes und stieß ihn vorwärts, während andere mit ihren Uhren in der Hand die Wirkungen beobachteten. Nach 4

Secunden fiel der Hund, ohne sich zu bewegen oder umzufliehen, zur Erde und lebte noch 18 Minuten. Zu diesem lief ein anderer Hund hin, der bewegungslos stehen blieb und nach 10 Secunden niederfiel; er bewegte nicht einmal seine Glieder und lebte bloß 7 Minuten. Nun wurde ein Vogel ins Thal geworfen, der nach anderthalb Minuten todt blieb, und eben so ein anderer, der nach ihm dorthin geworfen wurde. Während man diese Versuche anstellte, fiel ein heftiger Regen, den aber die Gesellschaft nicht beachtete. An der Gesellschaft entgegengesetzten Seite des Thales lag ein menschliches Gerippe mit dem Kopfe auf dem rechten Arme, dessen Knochen so weiß wie Elfenbein waren.

Die Menschenrassen.

Nach der heiligen Schrift stammen alle Völker der Erde von einem ersten Menschenpaare ab. Diese Ueberlieferung ist durch die sorgfältigsten Forschungen der berühmtesten Naturforscher bestätigt worden, und also bilden die Menschen nur eine einzige Gattung ihrer Ordnung.

Blumenbach schrieb schon vor mehr als 40 Jahren hierüber Folgendes: „Die drei größten Naturkennner, die die Welt neulich verloren hat, Haller, Linné und Buffon, hielten alle wahren Menschen, Europäer, Neger u. s. w., für bloße Spielarten einer und derselben Stammgattung. Ich sehe auch nicht den mindesten Scheingrund, warum ich, die Sache naturhistorisch und physiologisch betrachtet, nur irgend bezweifeln dürfte, daß alle Völker aller bekannten Himmelsstriche zu einer und derselben gemeinschaftlichen Stammgattung gehören.“ Eben so sagt der große Zoolog Cuvier hierüber: „Obgleich es nur eine Gattung von Menschen gibt, — — — so bemerkt man aber doch bei verschiedenen Nationen eine eigene Bildung, welche sich erblich fortpflanzt; die Abweichungen in der Bildung machen die verschiedenen Rassen aus.“

Cuvier nimmt nur drei solcher Rassen an, die sich vorzüglich deutlich zu unterscheiden scheinen, nämlich: die weiße oder kaukasische, die gelbe oder mongolische und die schwarze oder äthiopische. Blumenbach nimmt nun zwar fünf Rassen an, allein auch er hält mit Cuvier die amerikanischen für einen Uebergang von der kaukasischen zur mongolischen Rasse, und die malayische für einen Uebergang von der kaukasischen zur äthiopischen Rasse. — Ueberdies bemerkt noch Blumenbach, daß, da alle auf den ersten Blick auch noch so auffallenden Verschiedenheiten im Menschengeschlechte bei näherer Beleuchtung durch die unerklärlichsten Uebergänge und Mittelnüancen in einander fließen, keine andere als sehr willkürliche Gränzen zwischen diesen Spielarten gezogen werden können.

Wir wollen nun die fünf Hauptklassen, welche Blumenbach annimmt, kurz betrachten.

1. Die kaukasische Rasse.

Diese Rasse, zu welcher alle Europäer, mit Ausnahme der Lappen, ferner die westlichen Asiaten dieses des Ob, des kaspischen Meeres und des Ganges, nebst den Nordafrikanern gehören, hat ihren Namen daher, weil alte Sooten es wahrscheinlich machen, daß der ursprüngliche Wohnsitz der dazu gerechneten Völker die Gebirgskette gewesen sei, welche um das kaspische und schwarze Meer herumliegt,

also um den Berg Kaukasus. — Uebrigens betrachtet Blumenbach diese Rasse als die Stammrasse aller übrigen Rassen, welche in die mongolische und äthiopische und mit diesen vermischt, wie schon oben bemerkt worden ist, in die anderen beiden Rassen übergeht.

Man erkennt diese Rasse leicht an dem ovalen geraden Gesichte, an der weißen Farbe der Haut, dem mittelmäßig gespaltenen Munde und der großen meist zugespitzten Nase. Die Schneidezähne in beiden Kiefern stehen senkrecht; die Stirn ist voll und vorstehend; die Backen sind gefärbt, die Lippen dünn, die Gesichtsknochen wenig hervorspringend, das Kinn ist ründlich und das Gesicht überhaupt wohl proportionirt, die Physiognomie aber sehr verschieden. Die Haare sind lang und weich, vom Hellblonden bis zum Tiefschwarzen übergehend, wellenförmig und oft gelockt. Der Bart ist stark. Der Gesichtswinkel ist gerade, oft 90 Grade. Nach der heiligen Schrift müßte Japhet der Stammvater dieser Rasse seyn.

2) Die mongolische Rasse.

Diese Rasse ist die zahlreichste auf Erden und begreift alle die Völker in sich, welche die ungeheure Strecke Asiens bewohnen, die sich in der Länge von den östlich in das kaspische Meer fallenden Flüssen, bis zum japanischen und ochozischen Meere erstreckt, ferner China, Lunkin, Cochinchina, Siam, Birma und Tibet; auch kann man hierher die polarischen Hochländer rechnen, welche die Küsten des nördlichen Eismees in Europa, Asien und Amerika bewohnen, als: die Lappen, Samojeden, Eskimo u. s. w.

Das Gesicht ist sehr breit, platt und niedrig; die Nase ist dick und an der Wurzel niedrig; die Nasenlöcher sind sehr groß; die Backenknochen und Joch sind sehr stark vorstehend und die Schläfe dagegen tief; die oberere Kinnlade ist platt und sehr breit und das Kinn kurz; die Augenöffnung ist sehr schmal, fast linienartig und etwas schief; die Augen sind klein, tief liegend, weit aus einanderstehend. Der Kopf überhaupt ist groß und gleichsam viereckig, die Knochen sind grob und die Nasenscheidewand ist breit. Die Hautfarbe ist ein tiefes Gelb, fast wie ausgetrocknete Pommeranzenschalen. Die Haare sind immer schwarz, nicht dicht, gerade und grob. Der Bart ist dünn, die Augen sind schwarz, die Augenbraunen auch schwarz und sehr dünn, die Ohren groß, die Lippen dick und fleischig und die Zähne sehr weiß. Der Körperbau ist kurz und muskulös. Die Haare werden zeitig grau und fallen bald aus. Die Frauen sind klein, von zartem Körperbau und von weißgelber Farbe.

3) Die amerikanische Rasse.

Die charakteristischen Kennzeichen sind schwer aufzustellen. Die Bewohner des Nordens von Amerika nähern sich in einiger Hinsicht der mongolischen Rasse, und es ist auch wahrscheinlich, daß Völker aus Asien nach Amerika gelangt sind und den Stamm der späteren Völker daselbst bildeten, da mehrere zwischen beiden Continenten liegende Inseln den Uebergang erleichterten. Humboldt hält auch die alten Mexikaner für Abkömmlinge eines mongolischen Stammes und die Sagen derselben deuten sogar darauf hin, daß ihre Voreltern aus Nordwest eingewandert seyen. Die Amerikaner im Norden haben auch immer eine gelbe Farbe, wie die Tartaren und Chinesen; bei allen in wärmeren Gegenden wohnenden Amerikanern ist aber die kupferrothe Farbe vorherrschend.

Wir können die Kennzeichen dieser Rasse etwa auf folgende Weise angeben:

Die Farbe ist meist kupferfarbig oder zimmtbraun; die Haare sind schlicht, straff und schwarz; die Stirn ist niedrig und die Augen sind tief liegend; die Nase hat einen vorstehenden Rücken und eine stumpfe Spitze. Das ganze Gesicht ist breit aber nicht platt, mit vorragenden Backenknochen und stark ausgewirkten Zügen.

4) Die äthiopische Rasse.

Hierher gehören die unter dem Namen Neger bekannten Afrikaner, die Kaffern, Buschmänner, Pottentotten, und überhaupt alle Afrikaner im Süden des Atlas.

Die Hautfarbe ist mehr oder weniger dunkel-schwarz; die Haare sind schwarz, wollig kraus, der Kopf ist schmal, gleichsam von den Seiten etwas zusammengedrückt; Stirn und Rinn sind zurückweichend; die Kiefern sind vorspringend und die Schneidezähne schief vorwärts gerichtet; die Lippen sind wulstig, die Nase ist dick und breitgedrückt und die Backenknochen sind vorstehend. Das ganze Gesicht ist flach und ausdruckslos. Die Haut ist weich und sammetartig.

5) Die malaische Rasse.

Diese Rasse scheint von Malakka ausgegangen zu seyn, und begreift die eigentlichen Malayen, die mit den Chinesen und Hindus einige Aehnlichkeit haben, und die Bewohner der Südseeinseln in sich. Die hierher gehörigen Menschen sind zum Theil in der Civilisation am weitesten zurück, da sie zwar nicht ohne Verstand, aber zu träge sind, was besonders von den Bewohnern Neuhollands gilt.

Die charakteristischen Kennzeichen dieser Rasse sind: Eine Hautfarbe, die vom Mahagonibraun bis in dunkles Nelfen- und Kastanienbraun übergeht; ein breiterer Kopf und eine vorstehendere Stirn als bei den Aethiopiern; eine starke, breite, an der Spitze dicke Nase, mit weit aus einanderstehenden Nasenlöchern; ein großer breiter Mund und nicht stark hervorstehende Backenknochen. Das Haar ist dick, gekräuselt, lang, weich und immer schwarz. Der Gesichtswinkel ist höchstens 84 Grade. Der Blick ist wild und ernst. Die Gestalt ist meist schlank und oft mager.

Da man auf mehreren Inseln des indischen Meeres Mongolen, Neger und Malayen zusammen antrifft, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die malayische Rasse durch Vermischung der beiden andern genannten Rassen entstanden sey. Uebrigens ist bei den Völkern der malayischen Rasse die Tatuierung sehr gewöhnlich, was ich hierbei erwähnen zu müssen glaube. Im Allgemeinen besteht die Tatuierung in farbigen Punkteindrücken, welche auf die Haut gebracht werden und allerlei Figuren bilden, womit oft der ganze Körper bedeckt ist. Gewöhnlich suchen sich die Vornehmen durch diesen Schmuck dort eben so auszuzeichnen, wie bei uns durch eine prächtige, kostbare Kleidung. Die Figuren sind alle sehr regelmäßig und künstlich. Sie werden erst auf dem Körper mit Farben bezeichnet, dann werden durch kammartig zugespitzte Flügelknochen von Vögeln, z. B. vom Tropfenvogel, mittelst eines Stöckchens, die Punkte in die Haut eingetrieben und hierauf werden die Wunden mit einer aus Kohle bereiteten dicken Farbe eingerieben, worauf dann eine Entzündung und ein Schorf entsteht, unter welchem, wenn er abfällt, die gewünschte Figur zum Vorschein kommt. Gewöhnlich wird der Anfang dieser Operation bei dem Knaben, der in das Jünglingsalter tritt, gemacht, alle drei bis sechs Monate werden dann neue Figuren hinzugefügt, bis endlich nach vielen

Jahren erst der ganze Körper taturt ist. Auf mehreren Südseeinseln ist das Tatuiren eine eigene Profession, welche erlernt werden muß und je mehr derjenige, der sie ausübt, Fleiß und Zeit auf diese Kunst, wie man sie mit Recht nennen kann, verwendet, desto ansehnlicher wird er von den Vornehmen bezahlt.

Geschichte des Anbaues, der Zubereitung und des Gebrauchs des Thees.

Der Baum oder Strauch, dessen Blätter das erquickende und für viele Menschen unentbehrliche Getränk, den Thee liefern, ist in China und Japan einheimisch, in welchen Ländern er allein zum Gebrauche gebauet wird. Er bleibt immer grün, hat in Hinsicht seines Ansehens einige Aehnlichkeit mit der Myrte und wächst drei bis sechs Fuß hoch. Er kann große Veränderungen des Himmelsstrichs ertragen; man bauet ihn in der Nachbarschaft von Canton, wo die Hitze bisweilen selbst für die Eingebornen fast unerträglich ist, und auch um Peking her, wo der Winter nicht selten so streng als im nördlichen Europa ist.

Die besten Theesorten sind jedoch das Erzeugniß eines gemäßigtern Himmelsstrichs. Die herrlichsten Theesorten sollen in der Provinz Kan king wachsen, wo sie beinahe in der Mitte zwischen beiden oben-erwähnten Endpunkten stehen. Der größte Theil von dem, was man auf den Markt zu Canton bringt und an die europäischen Kaufleute verkauft, ist der Ertrag der hügeligen, aber voll- und gewerkreichen Provinz Fokien, welche nordöstlich von Canton an der Seeküste liegt. Er scheint am besten in den Thälern oder an den Abhängen der Berge, welche der Mittagssonne ausgesetzt sind, vorzüglich aber an den Ufern der Flüsse und Bäche fortzukommen.

Der erste europäische Schriftsteller, welcher den Thee erwähnt, ist ein berühmter Italiener Namens Giovanni Botero, der eine Abhandlung um das Jahr 1590 über die Ursachen der Pracht und Größe der Städte herausgab. Den Thee erwähnt er zwar nicht mit Namen, aber an seiner Beschreibung kann man ihn unmöglich verkennen. Die Chinesen haben ein Kraut, sagt er, aus welchem sie einen zarten Saft drücken, welchen sie statt des Weins trinken; auch bewahrt er ihre Gesundheit und schützt sie gegen alle die Uebel, welche der unmäßige Genuß des Weins unter uns hervorbringt.

Die Theepflanze wird aus dem Samen gezogen und die Art, wie man ihn säet, ist auf der ersten Abbildung dargestellt.

Man macht in gleichen Entfernungen und in regelmäßigen Reihen Löcher in die Erde; in jedes derselben wirft der Pflanzler sechs bis zwölf Samenkörner, weil man der Meinung ist, daß nicht über ein Fünftel des gesäeten Samens aufgehe. Während die Pflanzen zur Reife kommen, werden sie sorgfältig mit Wasser begossen, und ob sie schon, wenn sie einmal aufgegangen sind, ohne weitere Pflege und Wartung fortwachsen würden, so düngen doch die fleißigen Anbauer alle Jahre den Boden und reinigen ihn von allem Unkraute.

Unter andere Mährchen von dem Theebaume gehört auch folgendes: Man hat behauptet, einige der schönsten Arten wüchsen an den steilen Abhängen der Felsengebirge, wo die Einwohner sie nicht ohne



Anbau der Theepflanze.



Einsammlung der Theepflanze.



Das Trocknen und Rollen des Grünthees.

9.
 39.
 100.
 1000.

LANDELL & GRAY



Das letzte Verfahren bei der Mischung des Thees.

große Schwierigkeiten und Gefahren einsammeln können; um ihrer nun habhaft zu werden, setzten die Chinesen eine Art von Affen, welche sich an diesen unzugänglichen Orten aufhielten, durch Steine in Wuth und nöthigten sie, dieses Compliment durch Theezweige schnell zu erwiedern; allein dies widerlegt sich selbst; die Theepflanze, deren Blätter zum einheimischen Gebrauche und zum Handel eingesammelt werden, ist keine wilde Pflanze und wo Menschen nicht hinkommen können, um sie einzusammeln, da können sie dieselbe auch nicht aussäen, bewässern und düngen.

Die Blätter der Theepflanze sind erst mit dem dritten Jahre zum Einsammeln tauglich, wo sie in ihrem schönstem Wachstume und in ihrer größten Menge sind. Ist der Strauch ungefähr sieben Jahr alt, so ist er etwa mannhoch und seine Blätter werden spärlicher und rauh. Dann hauet man ihn gewöhnlich bis auf den Stamm ab, welcher im folgenden Sommer eine reichliche Ernte von frischen Schößlingen und Blättern hervorbringt. Dies Geschäft verschiebt man jedoch bisweilen, bis die Pflanze zehn Jahre alt ist.

Das Verfahren, wie man den Thee einsammelt, ist auf der zweiten Abbildung dargestellt, erfordert viele Behutsamkeit und ist von großer Wichtigkeit. Jedes Blatt wird einzeln vom Stengel abgeplückt; die Hände des Einsammlers werden sorgfältig rein gehalten und beim Einern einiger der feinsten Sorten wagt er kaum die Pflanze anzuathmen. An der Stelle, Udsi genannt, auf der Insel Japan, ist ein Berg, dessen Himmelsstrich für das Wachstum des Thees besonders günstig seyn soll und die ganze Ernte, welche da wächst, ist bloß für den Gebrauch und die Verfügung des Kaisers bestimmt. Ein großer und tiefer Graben unten um den Berg her hindert jede Annäherung mit Ausnahme der bestimmten Wächter dieses Schazes. Die Sträucher werden sorgfältig von Staub gereinigt und gegen jede rauhe Witterung geschützt. Die Arbeiter, welche die Blätter einsammeln, dürfen einige Wochen vorher keine groben Nahrungsmittel genießen, damit der Athem von ihrer Ausdünstung nicht den Wohlgeruch verdirbt. Während der Arbeit tragen sie keine Hand-

schuhe und baden sich während dieser Zeit täglich zwei- bis dreimal.

Ungeachtet der Lästigkeit dieser Arbeit kann ein Arbeiter täglich oft vier bis zehn, ja fünfzehn Pfund einsammeln. Es finden während der bestimmten Jahreszeit drei bis vier solcher Sammlungen statt, nämlich gegen das Ende des Februars oder den Anfang des März, im April oder Mai, gegen die Mitte des Juni und im August. Von der ersten Einsammlung, die bloß in den sehr jungen und zarten Blättern besteht, verfertigt man die köstlichsten Theee, z. B. den grünen Thee, Schießpulver (Gunpowder) genannt und den schwarzen Thee, unter dem Namen Pekoe bekannt. Der Ertrag dieser ersten Ernte heißt in China auch Kaiserthee, wahrscheinlich weil man den Strauch nicht in der Absicht pflanzt, den Markt zu Canton damit zu versorgen; man bestimmt ihn entweder aus Gehorsam gegen das Gesetz oder wegen seiner vorzüglichen Güte zum Gebrauche für den Kaiser und seinen Hof.

Von der zweiten und dritten Ernte verfertigt man die grünen Theee, welche bei uns unter den Namen Haysan und Kaiserthee bekannt sind, und die schwarzen Thee, Suchony und Congu heißen, die leichten und geringeren Blätter, welche von dem Haysanthee durch Schwingen abgefordert werden, machen die sogenannte Haysanschale aus, nach welcher von den Nordamerikanern starke Nachfrage ist, die auch die stärksten Käufer der grünen Theee sind. Einige der ausgefuchtesten und zartesten Blätter der zweiten Ernte werden auch oft unter die Blätter der ersten Einsammlung gemischt. Von der vierten Ernte verfertigt man die größte Sorte, den schwarzen Thee, welcher Bohea heißt und diese Ernte vermischt man mit einem geringeren Thee, der in dem Bezirke Woping bei Canton wächst. Zugleich vermischt man ihn auch mit dem Thee, welcher auf dem Markte der letzten Jahreszeit unverkauft geblieben ist.

Da in China das Land in kleine Theile abgetheilt ist, so kann es nur wenige große Theebauer geben, wenn es überhaupt dergleichen giebt. Die Pflanzungen sind klein und die Bearbeitung derselben wird von dem Eigenthümer und seiner Familie betrieben, welche den Ertrag jeder Einsammlung sogleich zu Markte schaffen, wo man ihn an eine Classe

verkauft, welche sich mit der Sammlung und dem Trocknen der Blätter abgeben, die für die Theemärkte zu Canton bestimmt sind.

Das Verfahren beim Trocknen, das so bald als möglich anfangen sollte, nachdem man die Blätter abgeplückt hat, unterscheidet sich nach der Güte des Thees. Einige thut man unter ein Schuttdach, wo sie jedoch der Sonne ausgesetzt sind und wendet sie häufig um. Das Verfahren hierbei ist auf der nächsten Abbildung dargestellt und das, was wir hierüber mittheilen wollen, bezieht sich blos auf die grünen Theee.

Ein Trockenhaus, dessen Abbildung auf der dritten Platte zu sehen ist, enthält fünf bis zehn, ja zwanzig kleine Oefen; oben auf jedem derselben ist eine mit einem flachen Boden versehene nicht tiefe eiserne Pfanne; auch ist da ein langer, niedriger, mit Matten bedeckter Tisch, auf welchem die Blätter ausgebreitet und zusammengerollt werden, nachdem sie die erste Operation hindurch gegangen sind, welche man Backen nennen kann. Haben die Pfannen die gehörige Wärme erlangt, so legt man einige Pfund frisch abgeplückter Blätter darauf; die fleischigen und saftigen Blätter bekommen Risse, sobald sie die Pfanne berühren und das Geschäft des Arbeiters besteht nun darin, sie so schnell als möglich mit bloßen Händen umzurühren und umzuwenden, bis sie zu heiß werden, als daß man sie ohne Schmerzen anrühren könnte. In diesem Augenblicke nimmt er die Blätter mit einer Art von Schuppe, welche einer Schwinge gleicht und thut sie auf die Matten vor den Rollen, welche sie in kleinen Quantitäten zu gleicher Zeit anfassen und sie mit ihren flachen Händen blos in einer Richtung zusammenrollen; während Gehülfen damit beschäftigt sind, die Blätter zu schwingen, damit sie desto schneller abkühlen und ihre gekräuselte Gestalt desto länger behalten. Zur Beförderung der vollständigen Ausdünstung aller Feuchtigkeit aus den Blättern und zur langen Erhaltung ihrer gekräuselten Gestalt wird die Operation des Trocknens und Rollens zwei bis dreimal, ja wohl noch öfter, wenn es nöthig ist, wiederholt, indem die Schwingen bei jeder nachfolgenden Gelegenheit immer weniger erhitzt werden und das ganze Verfahren mit vermehrter Langsamkeit und Vorsicht zu Stande gebracht wird. Die Blätter werden hierauf nach ihren verschiedenen Classen abgefordert und entweder zum häuslichen Gebrauche oder zum Verkaufe aufbewahrt. Es gab eine Zeit, wo man annahm, daß die grünen Theee auf kupfernen Pfannen getrocknet würden und daß sie ihre schöne grüne Farbe diesem Umstande zu verdanken hätten, weshalb man auch ihren unbeschränkten Genuß für schädlich hielt, allein diese Meinung ist ohne allen Grund, indem man in dem Aufgusse auch nicht den geringsten Kupfertheil entdeckt hat.

Nachdem die Theesammler alle diese Verrichtungen vollendet haben, wird der Thee an die Theekaufleute, z. B. zu Canton, verkauft, welche den Thee für den Handel in verschiedene Abstufungen von Qualitäten bringen, indem sie die verschiedenen Sorten mit einander vermischen oder von einander absondern, welches Geschäft hauptsächlich Weiber und Kinder verrichten. Der Thee erhält alsdann ein letztes Trocknen, und nach seiner verschiedenen Güte abgetheilt, wird er in Kisten verpackt, und jede in hundert bis sechshundert Kästchen gebracht, auf welche der Namen des Bezirks, des Erbauers u. s. w. gedruckt wird.

In China ist das Theetrinken uralte; alles trinkt

da Thee, der Kaiser wie der Bauer, nur ist die Güte desselben bei jedem verschieden. Die Armen trinken nicht nur schlechten Thee, sondern dieser ist auch schwach.

Die Einfuhr des Thees ist vorzüglich in England sehr groß. Sie betrug zwischen 1810 und 1828 über 427 Millionen Pf., also jährlich zwischen 23 und 24 Millionen Pf. Im Jahr 1831 belief sich die Einfuhr auf 26,043,223 Pfund. In Europa sind die Aerzte über den Nutzen und Schaden des Genußes des Thees verschiedener Meinung. Dr. Spieß erklärt ihn in seiner Kunst zu essen und zu trinken oder Anweisung, wie man beim Essen und Trinken zu verfahren hat, um ein gesundes, langes und kräftiges Leben zu erhalten; Leipzig 1830, für ein angenehmes Getränk, das die Verdauung befördert, den Geist aufheitert, die Ausdünstung erleichtert soll u. s. w. und Dr. Dier heilte eine hochbejahrte Dame von der Wassersucht durch einen starken Aufguss von Grünthee mit Syrup.

Die Schlachten der Alten.

Etter jeden Schlacht gingen gewisse Ceremonien und Vorbereitungen voran, man fragte die Götter durch die Wahrsager um Rath, brachte Opfer, hielt Anreden an die Soldaten ic. Die Signale des Krieges waren das Blasen des Kriegslärms und die Entfaltung der Purpurfabne. Dabei sang man Kriegslieder und erhob das Kriegsgeschrei. Eine römische Legion bestand aus 3 Linien. Die Fronte bildeten die Lanzenträger; hinter ihnen waren die Haupttruppen aufgestellt, welche sämmtlich aus alten erfahrenen Kriegern bestanden; die dritte Linie bildeten die Schwerebewaffneten, welche lange Schilde trugen. Die erste Linie war eng geschlossen, die zweite war schon etwas offener, die dritte jedoch weitläufig. Konnten nun die Lanzenträger dem Angriff des Feindes keinen Widerstand leisten, so traten sie in die Hinterreihen der alten Krieger; nun wurde in Verbindung mit letzteren ein neuer Angriff versucht. Scheiterte auch dieser, so schlossen sich beide vereinte Glieder an die Schwerebewaffneten und versuchten den letzten Angriff; wurde auch dieser zurückgeschlagen, so gaben sie die Schlacht verloren. Die neuern Kriegsgesetze kennen ein solches Einreihen einer Compagnie in die andere nicht; die Alten konnten sich jedoch keine andere Art, auf eine vortheilhafte Weise Krieg zu führen, denken. Die Römer führten mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit Manoeuvres dieser Art aus. In den spätern Zeiten wurde den drei Schlachtdrordnungen eine neue Gattung Krieger zugefügt, es waren die Pfeilschützen und die Schleuderer, welche entweder das Vordertreffen, oder beide Flügel bildeten. Sie begannen, gleich unsern Tirailleurs, die Schlacht, und scharmügelten ohne eine scheinbar regelmäßige Tactik mit den Vorderreihen des Feindes.

Wurden sie, was gewöhnlich der Fall war, zurückgeschlagen, so theilten sie sich, und stellten sich an den untersten Enden des Armeeflügels auf, oder sie bildeten im Hintertreffen die Nachhut. Sobald sie sich zurückgezogen hatten, machten die Lanzenträger einen wüthenden Anfall. Die Cavallerie war an beiden Seiten der Armee aufgestellt, und hatte die Aufgabe, den in Verwirrung gerathenen Feind zu umringen; sie stiegen, wenn es die Noth gebot, sogar von ihren Pferden und fochten als leicht bewaffnete Fußtruppen. Die Hilfstruppen dienten bei den Römern zur Deckung

der Hauptarmee. Andere, minder übliche Schlachtordnungen waren der Keil, der mit der Spitze, an welcher ein kühner und unerschrockener Krieger stehen mußte, in den Dicksicht des Feindes eindrang; war dieser Angriff gelungen und wankte der Keil nicht, so brach er durch und der Feind des Römers war geschlagen; noch andere Formen der Schlachtordnung waren der Globus oder die runde Form; die forfex oder Scheerenform; der turrus oder das längliche Viereck; die sepra oder Sägenform. In der Taktik standen die Griechen weit unter den Römern, indem sie die ganze Armee in die Fronte ausdehnten und den Sieg oder Verlust von dem Erfolge eines Angriffs abhängig machten. Für den Cavalleriekampf hatten sie 3 Formen von Schlachtordnungen, das Viereck, den Keil und den Rhombus, oder das verschobene Viereck; letztere wurde zum Angriff, erstere zur Vertheidigung angewendet. Den Keil wendete man an, wenn man im Verhältnis zum Feinde mehr Hände in Thätigkeit bringen wollte. Die Römer hatten ihre bestimmten Tage, (praeclares dies), an welchen ihnen das Gesetz einen Angriff gestattete; diejenigen Tage, wo dies unerlaubt und gesetzwidrig war, nannten sie dies atri. Auch bei den Griechen waren Gesetze dieser Art eingeführt; so durften die Athener erst am siebenten Tage nach dem Neumond ihr Heer in Schlachtordnung aufstellen. Lixurg hatte den Lacedämoniern das Gesetz vorgeschrieben, vor dem Vollmonde keinen Kampf zu beginnen. Bei den alten Deutschen fand das Gegentheil statt; während des abnehmenden Mondes wurde keine Schlacht geliefert, und sie hielten es für eine Beleidigung der Götter, auch in der dringendsten Noth von dieser Sitte abzuweichen; und Julius Cäsar erzählt, daß er einen über die Deutschen erfochtenen Sieg nur ihrer Abweichung von der religiösen Sitte zuzuschreiben habe, welche Muthlosigkeit und Bangigkeit vor dem Zorne der Götter in ihrem Gefolge gehabt habe. (acie commissa, impeditos religione hostes vicit.) „Nach Beginn der Schlacht besiegte er die durch ihre religiöse Ansicht entmuthigten Feinde.“ Auch die Juden hatten ihre geheiligten Tage, an denen sie keine Schlacht lieferten; Jerusalem wurde am Sabbath genommen. Die Juden vertheidigten sich zwar, jedoch mit dem entmuthigenden Gedanken, die Rache Jehovahs nach sich zu ziehen. Kein Volk aber nahm von diesen geheiligten Tagen so wenig Notiz, als die Römer.

Achtung der Bewohner des nordamerikanischen Freistaats Ohio vor den deutschen Landwirthen.

In keinem andern nordamerikanischen Freistaat ist verhältnismäßig die Einwanderung aus Deutschland so groß als im Staate Ohio, dessen nördliche Hälfte nördlicher und die südliche südlicher als Newyork liegt. Er ist der bedeutendste in der Bevölkerung unter allen Freistaaten im großen Missourithale und verschifft seine reichen Produkte entweder über New-Orleans oder über den See Erie nach dem Erienzflusse, oder über Pittsburg nach Philadelphia und Baltimore. Ueber diese beiden Städte wandern auch dahin, wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, der Landwirtschaft ohne Sklaven, der gesunden Lage, auch ungemein wachsender Bevölkerung, viele Deutsche und weniger Britten und Irländer, welche, wenn sie auswandern, Kanada und die nördlichen Kolonien vorziehen.

Eine der Zeitungen in Ohio erwähnt, daß durch die vielen Deutschen in dessen 59 Grafschaften, die jetzt 30,000 Wähler und 150,000 Einwohner unter den 850,000 Einwohnern dieses Freistaats bilden, der Gebrauch der deutschen Sprache sich immer mehr verbreite.

Den aus Deutschland eingewanderten Ansiedlern giebt jenes Blatt folgendes ehrenvolle Zeugniß. Die bestangebauten Landstellen Ohios gehören den Deutschen. Sie sind kräftige, arbeitame und mäßige Menschen, welche ihrer Landwirthschaft die größte Aufmerksamkeit widmen und sich wenig um diejenige anderer Personen bekümmern. Ihre Wohnungen, Ställe, Weinberge, Gärten, Felder, Wiesen und Heerden sind in bester Ordnung und niemals rühmen sie selbst ihre Ueberlegenheit im landwirthschaftlichen Betriebe. Sie beharren bei ihrem Plane und bei ihren Ansichten, ohne sich viel um die Politik zu bekümmern und bewerben sich selten um öffentliche Aemter. Doch bemerken sie scharf, wenn die Beamten die Gesetze nicht streng vollziehen. Ihr reiner Republikanismus verachtet Ueberspannung und Verkehrtheit. Weil sie vor Allem beflissen sind die Erträge ihres Landguts zu erhöhen: so haben sie gemeinlich volle Scheuren. Daher freuet sich Ohio, daß immer mehr Deutsche in diese Stadt einwandern.

Dies Urtheil eines Ohioblattes ist um so bündiger, da in eben dem Staat täglich viele Engländer, Schottländer, Irländer und selbst Auswanderer aus Obercanada, neben Newyorkern einwandern, und viele deutsche Schriftsteller im landwirthschaftlichen Fache glaubten, unseren Landwirthen die Nachahmung mancher Landwirthschaftsmethoden des Auslandes empfehlen zu müssen.

Das Seesalz.

Das meiste Seesalz bezieht Europa aus Portugal. Es wird am linken Ufer des Tajo, zu Figueiras, an der Mündung des Mondego, bei Aveiro, in der Mündung des Vouga, bei Porto in der Mündung des Douero, Setuval oder St. Ubes in der Mündung des Caldas, gewonnen. Das Salz der beiden letzten Plätze wird von den Engländern und Nordländern wegen großer Kristalle allem übrigen Salz zur Bereitung der einzusalzenden oder zu räuchernden Meerfische und des Fleisches für Seefahrer vorgezogen. Sowohl die Portugiesen als andere südliche Völker gewinnen dieses Salz durch Einlassung des Meerwassers während der Fluth und aus Kanälen in Teiche von mäßiger Oberfläche in den heißen Monaten vom Junius bis October. Das Wasser verdunstet in dieser Frist und wenn es verdunstet ist, sammelt man die krystallisirte Salzkruste, indem man allmählig das Meerwasser aus großen Becken in kleinere und flächere über einen mit Thon ausgeschlagenen Boden laufen läßt, wo die Verdunstung schneller statt findet. Das im Anfange der heißen Jahreszeit gewonnene Salz ist stets im Preise theurer. Das meiste portugiesische Salz geht nach Holland und nach Brasilien. Die Last kostet jetzt in Setuval Ausländern 4000 Reis, also beinahe eine halbe Mark Silber, da 8480 Reis eine Mark Silber bilden. Den Preis bestimmt die Regierung und hat ihn jetzt herabgesetzt, da früher die Last 5600 Reis kostete. So wohlfeil können es die Seesalzreinigungsfabriken in nordischen Gegenden nicht liefern. Daher ist die Salzausfuhr aus Portugal ein wichtiger

Ausfuhrartikel dieses Königreichs. Die Inländer erhalten das Salz von der Regierung 25 Procent wohlfeiler, als die Ausländer.

Benutzung der Brennessel.

Die Brennessel, welche in dem schlechtesten Boden fortkommt, weder Wartung noch Pflege bedarf, große Hitze und strenge Kälte verträgt, ausdauernd ist und eine Höhe von 7 Fuß erreicht, ist für Menschen und Thiere von vielfachem Nutzen.

Sie läßt sich eben so wie der Hanf bearbeiten, und man macht aus ihr das echte Nesseltuch. Bei ihrer Reife, in der zweiten Hälfte des August, wenn die Blätter abzutrocknen anfangen, die Stengel gelblich oder dunkelroth erscheinen und der Saame leicht von der Hülse losgeht, schneidet man sie mit einer Sichel nahe an der Erde ab, zu welcher Arbeit man sich wider das Stechen dieser Pflanze mit Handschuhen versehen. Man breitet die abgeschnittenen Stengel auf einer Wiese aus und läßt sie ein Paar Tage trocknen; dann streift man die Blätter ab, röstet sie, bindet sie in Bündel und läßt sie 6 bis 7 Tage in klarem Fluß- oder Teichwasser weichen. Die fernere Behandlung ist wie beim Hanfe, und die Nessel läßt sich noch viel weißer als der Hanf bleichen.

Der reife Nesselsaame ist ein gutes Futter für die Hühner, welche im Winter fleißig danach legen; eben diese Wirkung haben auch die trockenen und im Wasser gefochten Blätter.

Recht man noch so hartes Fleisch mit den Blättern der Nessel, so wird es weich, und rohes Fleisch zwischen diese Blätter gelegt, erhält sich länger als gewöhnlich.

Ueberhaupt sind die Blätter für das Vieh so nahrungsreich als gesund. Das Rindvieh giebt bei solchem Futter eine gute Milch, es bekommt ein fetteres Fleisch und wird vor vielen Krankheiten gesichert.

Durch die Wurzeln der Nessel wird das Land haltbarer gemacht. Auch kann man mit diesen Wurzeln Eier, Garn, u. schön gelb färben.

Gans mit vier Füßen.

Hr. Pfarrer Edelmann in Mähringen bei Herb im Württembergischen hat eine junge Gans mit 4 Schwimfüßen; die 2 vorderen sind wie gewöhnlich; hinten aber am Steiße hat sich der Hintertheil eines andern, aber nicht ausgebildeten Gänseleins so angeschlossen, daß die Füße desselben den ersteren entgegengesetzt, zwar bewegungslos, aber ganz vollkommen nachgeschleppt werden. Das muntere Gänselein empfindet ganz gut die Eindrücke auf ihre Extravagantien, welche mit ihm auch sichtbar wachsen. Der Eigenthümer bietet diese vierfüßige Gans einer vaterländischen Sammlung lebendig an.

Boche.

Am 14. Junius 1793 wurde von Oestreichern, Engländern und Hannoveranern unter dem Herzog von York die Festung von Valenciennes beschossen, eine Stadt am Einflusse der Ronelle in die Schelde, nachdem sie vergeblich zur Uebergabe aufgefordert worden war. Die Stadt war wie ausgestorben, denn die Bürger hatten sich in die Keller versteckt. Ganze Straßen wurden in den Schutt gelegt, selbst das

Zeughaus mit dem ganzen Waffenvorrathe brannte ab. Von den durch das Aufspringen der Bomben in die Höhe geworfenen Backsteinen schien der Himmel beständig von einer dichten Rauchwolke bedeckt, worin röthlicher Staub flimmerte. Diese fürchterliche Beschiesung dauerte bis zum 25. Julius.

Am 15. Junius wurden die Franzosen unter dem General Jourdan bei Weklar am Niederrhein von den Teutschen unter dem Erzherzog Karl mit einer fast um zwei Drittheile kleineren Macht geschlagen. Am 12. Mittags begann das Gefecht und blieb 6 Stunden lang unentschieden. Da kamen sächsische Truppen zur Verstärkung und um 9 Uhr waren die Franzosen schon bis über Altenburg zurückgeworfen und genöthigt, sich über den Rhein zurückzuziehen.

Am 16. Junius 1697 ward August Friedrich, der Starke, Kurfürst von Sachsen, zu Warschau als August II. zum Könige von Polen ernannt. Um dieser Krone theilhaftig zu werden, war er zur römischen Kirche übergetreten.

Am 17. Junius 1762 Morgens um 5 Uhr bestürmten die zu Küstrin gefangen gehaltenen Croaten die Hauptwache und bemächtigten sich der hier befindlichen Gewehre. Die andern Wachen wurden nun leicht überwältigt, alle Thore waren von den Croaten besetzt, nur eine Ausfallthür unter dem Walle war ihnen nicht bekannt gewesen. Hier postirte sich die geringe preussische Besatzung und es kam zu einem blutigen Gefechte, welches unglücklich für die Preussen hätte enden können. Da erschienen 2 Priester der Croaten, welche auf Fürbitte des Garnisonspredigers Beneke die Thüren vom Kampfe abriefen und ihnen friedlich in ihre Kerker zurückzuführen riethen. Auf des Königs Befehl wurden die 5 Anführer hingerichtet und von den Übrigen der zehnte Mann nach dem Loose genommen und mit hundert Streichen gezüchtigt.

Am 18. Junius 1675 sagte Friedrich Wilhelm bei Fehrbellin über die Schweden. Um 8 Uhr Morgens begann der Landgraf von Hessen-Oranien die Schlacht und zwar auf eine Art, die dem Schicksal des Tages leicht eine andere Wendung hätte geben können; indeß kam Friedrich Wilhelm der Uebereilung des Landgrafen bald zu Hülfe. Die Schweden ließen aber an jenem Tage außer den Verwundeten an 2000 Todte auf der Wahlstatt zurück.

Am 19. Junius 1645 war die Schlacht bei Walsenbüttel im Herzogthum Braunschweig, zwischen den Kaiserlichen unter dem Erzherzoge Leopold und Piccolomini und den Schweden unter Wrangel.

Am 20. Junius 1810 war der Begräbnistag des Kronprinzen von Schweden (s. den 28. Mai). Man ahnte Mordmord und besonders ruhte der Verdacht auf dem 60jährigen Marschall, Grafen Nafel von Fersen. Unglücklicherweise mußte er den Leichenzug anführen und war so der ganzen Wuth des Volkes bloßgestellt, welches ihn mit Fliesen und Steinwürfen empfieng und ihn, da er sich auf das Rathhaus fluchtete, dort zur Treppe hinabstürzte und so in ihm einen der angesehensten königlichen Beamten ermordete, dessen Morden nachher vom leichtesten Verdachte freigesprochen wurde. Die Volkswuth dauerte den ganzen Tag fort und erst spät wurde die Ruhe und Sicherheit der Stadt wiederhergestellt.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck und Stereotypie von W. Hasper in Karlsruhe.